

Bierglaslyrik

schon fast kult

Nr. 23 / März 2014

Blutaroma Sabine Wagenknecht verspürt Lust.

Itz ehrlech? Domenico Vincenzo Gottardi fragt nach.

Büroklammer im Spinat Maximilian Weinberger beschwert sich.



Gesammelte Werke zum Thema normal

Editorial

Liebe Lyrikerinnen, liebe Lyriker

Hipster legen sich für dichterem Bartwuchs unters Messer. Bligg gilt als erfolgreichster Schweizer Künstler der Stunde. Silberlöwinnen suchen online nach Toyboys. Flugzeuge verschwinden jeden zweiten Arbeitsplatz. Roger gegen Roger. Pegasus veröffentlichen ein neues Album. Die Kaffeemaschine ist noch nicht einmal warm und ich klappe meinen Computer zu. Ist die Welt eigentlich noch normal? Wenn man sich auf den Online-Portalen der Mainstream-Medien umschaute kommt man ziemlich schnell zum Schluss: Nein. In schöner „Weltwoche“-Manier wollen wir hier Gegensteuer geben. Roger Köppel nennt das knallharten Investigativjournalismus. Wir sagen: Einfach mal das Gegenteil behaupten und schauen was passiert. Gegen den Trend und gegen das Diktat des Mainstreams heben wir deshalb die Normalität auf Seite 1. Und auf die restlichen 19 auch gleich. Lehnt euch zurück und genießt die Ausgabe zum Thema „normal“.

Prost
Die Redaktion

Herr Muster

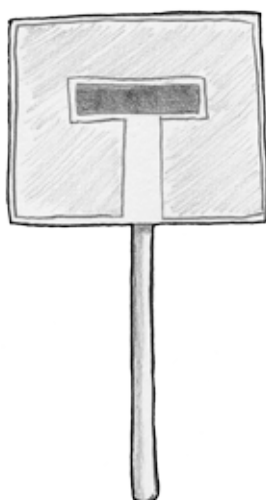
von Florim Šabani

Normal sein kann jeder. Und Jeder möchte das nicht. Jeder möchte lieber abnormal sein, er möchte nicht so sein wie andere sind, er möchte eben anders sein. Aber anders ist bereits Anders. Sie leben zusammen in einer Wohngemeinschaft. Anders und Jeder. Jeden Tag versucht Jeder etwas anderes zu sein, sich neu zu definieren, sich nicht mit der Masse zu identifizieren, sich dem ganzen Gebrüll zu entziehen. Doch er merkt, das ist gar nicht so einfach. Denn irgendwie sind alle anders. Vor allem Anders. Der ist so anders, das kann definitiv nicht jeder. Trotzdem nimmt sich Jeder zum Anlass genau das zu sein was Anders ist, nämlich anders. Doch anders als wer? Als was? Als wieviele? Das ist ebenfalls das Schwierige, was nimmt man als Referenz? Von welchem Punkt aus muss Jeder schauen, damit er das Andere erkennt? Oder muss Jeder es gar selbst definieren, gibt es das Andere noch gar nicht?

Wie dem auch sei, Jeder hat sich nun mal entschieden, anders zu sein. Da gibt es kein Zurück, man will ja schliesslich im Nachhinein nicht derjenige sein, der trotz guter Vorsätze und Vorbild in der eigenen WG nicht anders geworden, sondern gleich geblieben ist. Irgendwie ein unbefriedigender Gedanke für Jeder. Er ermüdet ihn. Nach ein paar

kurzen Nächten, ein paar Gramm Selbstzweifeln, hat sich Jeder entschieden: Er muss nicht gleich werden wie Anders, nur anders als Anders. Aber irgendwie ist er das ja jetzt schon. Würde er anders werden, wäre er ja gleich wie Anders. Und das möchte Jeder ja nun wirklich nicht. Er will sich ja abheben – oder absenken, das ist ihm ganz gleich – von der grauen Masse. Jeder merkt, dass sich wohl jeder in dieser Sackgasse befindet. Vielleicht ja sogar Anders. Aber so wie er ihn kennt, denkt dieser sowieso anders darüber, da gibts nichts daran zu rütteln. Der ist ein Stein, ein Baum, unerschütterlich in seinen Ideen, unerschütterlich im Nehmen, unerschütterlich im Anders sein. Und da fällt es Jedem wie Schuppen von den Augen: Anders ist gar nicht anders als die Anderen, Egoisten sind sie alle, die Farbe ihrer Scheuklappen sind nur anders. Vielleicht sollte er sich einen anderen Mitbewohner suchen. Jemanden wie seinen Nachbarn vielleicht. Herr Muster. Ja, so jemanden, den müsste man um sich herum haben. Genau solche. Dann ist man nämlich irgendwie definitiv anders. Oder?

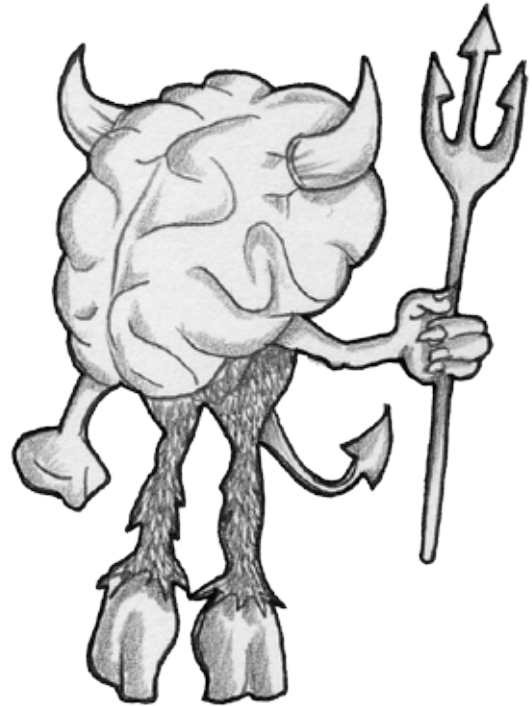
Florim Šabani trinkt St. Galler Schützengarten. Aber in Bern. An der Aare, wie alle anderen auch.



Böse Gedanken

von Johannes Tosin

Ganz klein mach ich mich.
 In dem Taschentuch bin nun ich,
 das du an deine Nase führst.
 Ich klettere in deinen Schädel hinein,
 arbeite mich vor bis in dein Gehirn,
 und was sehe ich da?
 Böse Gedanken.
 Du trachtest deiner Trafikantin nach der Wäsche
 und wärst sogar bereit, ein bisschen was dafür zu zahlen.
 Du hast das Gerücht in die Welt gesetzt,
 dein Chef wär Mitglied bei Scientology,
 was einer glatten Lüge entspricht.
 Die Sägespäne seines Stuhlbeines sammelst du mit Freude.
 Du gehst in die Kirche, dabei glaubst du nur an Geld und Besitz.
 In dir steht zentral bloss ein grosses ICH.
 Ich habe genug,
 steige ab in deine Speiseröhre
 und lass mich schliesslich ausscheiden.
 Etwas unappetitlich, das Ganze.
 Du bist nicht schlecht, Otto, aber auch nicht gut,
 du bist ganz einfach nur
 normal.



Johannes Tosin trinkt kein Bier

Beizenbesuch

Die Kompromiss-Bar

von Stammgast Fancy Lollobrigida

Der Mann will Strandferien in Mallorca, die Frau eine Städtereise nach Wien. Schlussendlich verbringen die beiden ihre Ferien in Rom. Der Mann will italienisch Abend essen gehen, die Frau türkisch. Schlussendlich landen die zwei beim Griechen. Beides sind Kompromisslösungen und somit unbefriedigend. Warum erzähle ich das? Nun, weil ich für diesen Beizenbesuch in einer Bar sitze, deren Standortwahl ein einziger Kompromiss ist. Sie befindet sich zwar mitten in Berns Innenstadt, jedoch versteckt und abgeschoben in einer tristen, unattraktiven Durchgangspassage zwischen zwei Hauptgassen. Nicht einmal in einer gegen oben offenen Seitengasse, sondern in einem finsternen, spärlich durchquerten Couloir - eingepfercht zwischen einem Sherpa-Kleiderladen und einem Sexshop. Erbärmlich wirkt das. Die Betreiber hätten besser in einem Aussenquartier wie Bümpliz ihre Zelte

aufgeschlagen, statt eine solche Verlegenheitslösung in Betracht zu ziehen. Drinnen wird versucht auf American-Diner-Ambiance zu machen, was aber leider auch scheitert. Das fängt mit den halbherzig installierten Ess-Boxen mit Ledersofas an und endet bei der auf dumme Ami-Braut getrimmten Botox-Hexe in viel zu engen Lederhosen, die vor jeder Bestellung noch ein dämliches „Halli Hallo, wie gahts öis denn hüt, alles ok?“ trällert. In den USA mag man sich ja noch mit dieser oberflächlichen Anteilnahme des Servierpersonals am persönlichen Befinden abfinden, hier aber wirkt es sehr deplatziert. Als Standard-Bier gibt's irgendeine Kompromiss-Plörre, das scheint die wenigen anwesenden Herren an der Bar nicht zu stören. Einer starrt eine halbe Ewigkeit lang ins Leere, ein anderer blättert den Blick durch und der dritte im Bunde flirtet mit der Bardame. Diese quasselt mehr als alle Gäste und grölt auch am lautesten über ihre eigenen Sprüche. Nein, diese Hütte versprüht ganz und

gar keinen Ami-Charme, dabei hat man bei der Namensgebung der Bar unmissverständlich versucht, diese mit God's own country in Verbindung zu bringen.

Durch die Boxen trällert Whitney Houston in den Saal, und die nervige Bardame versucht sich im Duett mit der verstorbenen Pop-Sirene. Radio Swiss Pop läuft. Wieso lässt jede 2. Bar diesen seichten, langweiligen Sender laufen? Ach ja, Kompromisslösung. Auch mit den überall aufgehängten Bildern von Hollywoodstars kann niemand mehr imponieren seit das ebenfalls jede 2. Bar macht. Beim Einkassieren gibt's von der Servierdüse, die übrigens auch noch ein Leoparden-Top trägt, erneut ein übertrieben aufgesetztes Interesse an meinem persönlichen Befinden. Als nächstes schmachtet Laura Pausini aus dem Radio. Ich gehe.

Auflösung vom letzten Mal:
 Bar-Restaurant Dixie

Ein Hauch von Blutaroma

von Sabine Wagenknecht

Ostern in Greetsiel! Charlotte fragte sich was sie geritten hatte, für zwei Wochen Anfang April an die deutsche Nordseeküste zu fahren. Einzelzimmer, Halbpension. Nun sass sie hier im Café am „Alten Deich“ und nippte an ihrem Pharisäer. Ganz hinten in ihrem Bewusstsein spürte sie das leichte Verlangen nach Blut. Sie beobachtete interessiert die Menschen, die an der grossen Scheibe des Cafés vorbei pilgerten. Gross- und Kleinfamilien, alleinstehende Reisende, Keglergruppen, halt das Normale, was sich an einem schönen Samstag in einem idyllischen Örtchen am Meer herumtreibt. Neben ihr am Tisch stritten Teenager mit ihren Erzeugern, weiter hinten küsst



sich Verliebte ungeniert. Die Kellnerin, hektisch und unfreundlich, knallte ihr die Rechnung auf den Tisch. Seltsam – sie hatte sämtliche Aufregung abgelegt. Keine Unsicherheit mehr, keine Angst. Wenn sie an die Wochen zurückdachte, in denen sie sich immer wieder ihren Plan zurechtgelegt hatte! Sie konnte sich einfach nicht entschliessen, ob sie ihre Tat am Mittag oder abends begehen sollte. Immerhin würde danach nichts mehr so normal sein, wie vorher. Nur bei der Auswahl des Werkzeuges war sie sich sofort sicher gewesen, nachdem sie es in der Auslage des Geschäftes in Emden gesehen hatte: Dieses kostspielige Steakmesser von Lagouile! Elegant geschwungen, extrem scharf, ideal ein-

fach. Kaum hatte sie den billigen Plastikstuhl an die Tischkante geschoben, drängten sich zwei ältere Frauen an ihren Tisch. Charlotte blickte fasziniert auf die grellrot geschminkten Münder der Frauen. Rot wie Blut. Leichte Übelkeit stieg in ihr auf. Eilig machte sie sich auf den Weg an die frische Luft. Selbst die Luft schien einen winzigen Hauch Blutaromas zu besitzen. Unschlüssig stand sie auf der Brücke. Ein eisiger Wind fegte durch die rotgepflasterten Gassen. Einige Möwen zogen kreischend ihre eleganten Bahnen im strahlend blauen Himmel über den pittoresken Fischkuttern an der Mole. Der Rum in ihrem Blut begann zu wirken, sie fühlte sich leicht und unbeschwert.

Charlotte hatte keine Lust, einen Spaziergang zu machen. Sie würde ganz einfach abbiegen, an der Kirche abbiegen und in ihr einsames Hotelzimmer im „Deichgraf“ zurückkehren. Ihre Gedanken kehrten zurück zu jenem einschneidenden Ereignis, welches ihrem Urlaub ein ganz besonderes Highlight gegeben hatte. Wie lange war sie unentschlossen gewesen, ein, zwei Monate? Nach Ansicht ihrer Mitmenschen war sie bemitleidenswert. Aber was konnte sie dafür, dass sie nicht so skrupellos war wie die meisten Menschen, die sie kannte. Jedem Bettler gab sie nach, ihrer Mutter, ihrem Chef. Aber ab jetzt würde alles anders werden. Entspannt hatte sie da gegessen, in einem verführ-

erischen Negligé. Ganz „Dame“, das Steakmesser schon auf den Tisch gelegt. Alessandro. Die einen Hauch zu langen, zu schwarzen und zu lockigen Haare. Das weiche Gesicht mit dem Dreitagebart, sanfte braune Augen... Charlotte hatte schnell bemerkt, dass Alessandro alleine die Etage betreute. Sie war sich todsicher, dass kein Laut über die Lippen von Alessandro kommen würde. In genau dem richtigen Augenblick und mit einem flüchtigen, flatternden Gefühl in der Magengegend hatte sie sanft, aber energisch die gezahnte Schneide angesetzt, die scharfe Messerspitze mit leichtem Druck in das Fleisch versenkt. Es hatte keine Gegenwehr gegeben. Dann mit einem wollustähnlichen Gefühl ihre Zähne in das wehrlose Fleisch geschlagen, sich regelrecht verbissen in dieser festen, aber dennoch zarten Muskulatur. Hatte den süsslichen Geschmack des Blutes gekostet und mit immer mehr steigendem Wohlbehagen die Tropfen des kostbaren Lebenssaftes aufgesogen. Ein wohliger Schauer erfasste sie, als sie sich erinnerte. Als alles vorbei war, hatte sie in einem Zug das Glas mit dem sauteuren Chianti „reserva“ geleert und geniesserisch die Verschmelzung des herben Weingeschmacks mit dem süssen des Blutes genossen. Sie freute sich auf das heutige Abendessen. Mit Sicherheit waren keine Spuren der gestrigen Vorkommnisse zu finden. Das Messer lag, sorgfältig von ihr gereinigt, in ihrer Handtasche. Schade nur, dass Alessandro heute nicht da sein würde...doch Marcel war genauso gut für ihre Zwecke geeignet. Gleich würde sie es wieder tun...sie würde nochmals ein „englisch“ gebratenes Steak bestellen – und dazu einen Viertel Chianti!

*Sabine Wagenknecht trinkt
KöPi (König Pilsner)*

Ein gewöhnlicher Sonntag

von Sanja Josipovic

Sonntag ist ein ungeliebter Tag, das schwarze Schaf in der Woche, die Gänsehaut erregende und Schüttelfrost verursachende Antizipation des Montags, die alle möglichen Abwehrmechanismen der menschlichen Psyche aktiviert; ein ausgewogenes Frühstück, auf dem Tisch die aufgeschlagene Sonntagszeitung, der weiche Sessel, auf dem man den ganzen Nachmittag damit verbringt, sich mit grosser Aufmerksamkeit Sendungen anzusehen, für welche man längst das Interesse verloren hat, die aber in diesen Augenblicken plötzlich wieder an Bedeutung gewinnen. Der Wunsch, die Illusion, der Tag möge nie enden, starrköpfig dadurch zum Ausdruck gebracht, indem das Pyjama gar nicht erst ausgezogen wird, um ja keinen Fuss über die Türschwelle zu setzen und mit Erschrecken feststellen zu müssen, dass sich die Erde weitergedreht hat und die

Dunkelheit bereits Unheil verkündend angebrochen ist. Mit verschlossenen Augen aber schlechtem Gewissen, die Frist der aufgeschobenen, im Laufe der Woche angesammelten häuslichen und ausserhäuslichen Arbeit, sich dabei beschwichtigend versichernd, dass man sich des Begriffes der Prokrastination durchaus bewusst ist, da man schliesslich als pflichtbewusster Schüler keine einzige Stunde des einjährigen Lateinunterrichts verpasst hat (damals hat man sogar sonntags Vokabeln gebüffelt, oh ja!).

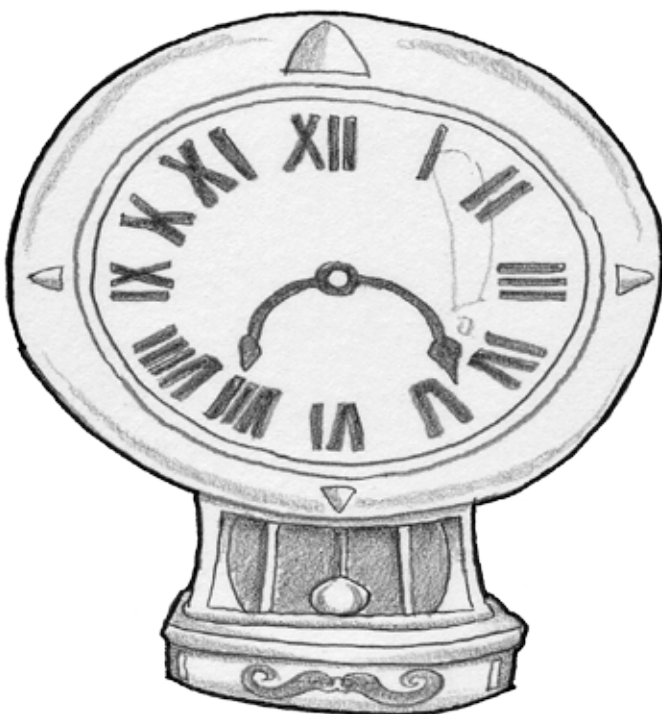
Nachdem man einen vorsichtigen Blick auf die bedrohlich laut tickende Wanduhr gewagt hat, folgen Kopfschütteln und resigniertes Seufzen, als die rettende Idee, der Geistesblitz, der letzte Hoffnungsschimmer aufflackert: Man hat schon lange nichts mehr von Grossvater gehört! Freudestrahlend und mit einem Stein im Magen (die Wirkung der



Gönnerhumpen

Abwehrmechanismen lässt nach) greift man zum Hörer, lauscht dem Klingeln und wartet auf die holprige Stimme am anderen Ende, und als schliesslich die stolze Rede über die heroischen Siege im zweiten Weltkrieg einsetzt und durch den im Hintergrund in voller Lautstärke laufenden Fernseher fast vollständig übertönt wird, was auch gute Seiten hat, denn dadurch wird der Müllberg der Informationen, die sich im Laufe des Nachmittags durch die den Sendungen intensiv gewidmete Aufmerksamkeit scheinbar unauslöschlich eingebrannt haben, durch Fakten und Zahlen, welche gerade auf Opas Lieblingssender, dem Nachrichtenkanal, heruntergebetet werden, verdrängt (beachte das erneute Vorkommen des Konzepts der Verdrängung).

Schwankend und mit dem Kopf voller Partisanen, Panzern und Putschen begibt man sich ins Schlafzimmer, wo man, die weisse Fahne schwenkend, das bereits muffige Pyjama gegen ein sauberlich gefaltetes im Schrank liegendes tauscht, von einer plötzlichen Ruhe überkommen, weil man weiss, dass man den Kampf gegen den Sonntag verloren hat.



Tresengespräch

von Lammwirt



„Gib mir mal ein Bier, ein normales!“
Die Ansage kommt von Süden, dritte Thekenshale, etwas abwärts. Der zukünftige Trinker hat den Kopf neben sein Glas gelegt und schaut sich die Leere darin an. Ein dünner Speichelfaden aus seinem Mundwinkel küss gleich den Tresen.

Er kuckt die neue Flasche an, dreht sie, sodass er das Etikett lesen kann.

„Da steht ‚Spezial‘ drauf, da auf dem Bier.“

„Bei uns heisst das ‚Normal‘, ‚Spezial‘.“
Er sagt nichts, scheint zu überlegen, man kann ihm beim Überlegen zusehen. Er wartet ab. Der Wirt giesst etwas ein in das alte Glas. Der Schaum steigt schnell und läuft etwas über. Der Wirt hebt das Glas und fährt mit einem

Lumpen über den Tresen. Es wäre schön, wenn er auch den Speichel erwischt hätte, hat er aber nicht. Da war der Kopf noch im Weg.

„Was ist denn ‚spezial‘ an deinem normalen Bier?“

„Nix, es heisst nur so.“

„Ich will kein ‚spezielles‘ Bier, ich will ein normales.“

Jetzt hebt er den Kopf und fixiert mit seinem Blick den Wirt. Es scheint, als wolle er seinen Kopf aufhängen an dem Blick, damit er oben bleibt, über dem Tresen.

„Mein ‚Vaddr‘ hat gesagt, sei normal Bub, bleib normal, auch beim Saufen. Bleib Mensch, auch beim Saufen hat er

gesagt, zu mir, früher schon.“

„Vaddr“ sagt er, und es hört sich an, als ob das Wort über den Tresen schlidert, wie der Lumpen vorhin, und dann beim ‚r‘ rutscht es über den Rand.

„Zahl dei Sach, Bub, hat er gsagt, der ‚Vaddr‘.“

Er zählt ein paar Münzen auf den Tresen, umständlich, und legt den Kopf wieder daneben.

Ein normales Bier für den speziellen Gast, der das für normal hält, und auf der Flasche steht ‚Spezial‘.

Scheiss Kneipenphilosophie, mach mir nen Schnaps!!!

Lammwirt trinkt Weinschorle

Alternativ-Reportage

Die „Phisolophie“ der Treberwurst

von Stammgast Fancy Lollobrigida

Es soll eine innerschweizerische kulturelle Horizonterweiterung werden. Ein Trip raus aus der von klugscheisenden Hipstern besetzten Grossstadt und rein ins urchige und bodenständige Hinterland. Weg von den arroganten Städtern, hin zur währschaften Landbevölkerung. Den Kichererbsensalat gegen einen Wurst-Käse-Salat eintauschen, die Sushis beiseite schieben und Treberwurst ordern. Letzteres ist unser Plan. Die Treberwurst ist die fetttriefende Verkörperung des ländlichen Geistes. Wenn ein Städter im Weinkeller eines Seeländer Winzers in die schnapsgetränkte Treberwurst beisst, so ist das, wie wenn ein Landei im Lorenzini an einem 20-Franken-Cosmopolitan nippt. Nicht selten kommt’s zu persönlichkeitsverändernden Rückkoppelungen. Diesem Risiko sind wir uns bei unserem Grenzerfahrungstrip bewusst. Nun, das Weingut des alten Winzers aus Tüscherz ist weit und breit,

der Weinkeller das Gegenteil. Genug Platz für drei riesige Weinfässer mit kleinem Zapfhahn hat’s trotzdem. Interessanter als die Riesenfässer sind jedoch die Blicke der greisen Herrengruppe, als diese unsere weiblichen Gruppenmitglieder erspäht. In ihren Augen funkelt eine Begeisterung, wie sie wohl nur die CERN-Forscher hatten, als sie das Higgs-Teilchen entdeckten. „Oooooioiiiiioooooi!“, entweicht es einem, der sich an seinem Stock festklammert – entweder des Alters wegen, oder aufgrund der Weindegustation – bei den Jungen würde man von „Vorglühen“ sprechen. „Läck, die sie ja no jung, Fredu!“, brummt ein anderer, so als gäbe es in diesem gottverlassenen Kaff nur Damen jenseits der Menopause – was wahrscheinlich auch zutrifft. Dieser Anblick bestätigt mich in der Meinung, dass sich alte Männer wieder einem pubertierendem Jungen angleichen, der über Nacht gerade entdeckt hat, was er sonst noch mit seinem Pullermann anstellen kann ausser Wasser lassen. Der Herr des Hauses, ein ca. 65-jähriger Weinbauer

in Latzhosen und mit roter Nase, referiert jetzt ungefragt über die Kunst des Winzertums. Seine Ausführungen sind etwas wirr, da der gute Mann, statt einen Gedanken zu Ende zu bringen, gleich zu einem Neuen springt. Ausserdem wiederholt er mit leicht glasigem Blick immer wieder, wie wichtig seine „Phisolophie“ sei. Die besteht übrigens nicht nur darin, sich jeden Abend mit einem hauseigenen Pinot Noir einen anzusaufen. Jedenfalls, die degustierten Weine sowie die Treberwurst sind durchaus angenehm. Hin und wieder schneit’s einen älteren Herrn an unseren Tisch, der einen Witz von sich gibt, der so schlecht ist, dass es schade um die Druckerchwärze wäre, ihn hier zu rezitieren. Die frivolen Herren sind übrigens vom Turnverein Safnern, wie sie stolz darlegen. Durch jeden zusätzlichen Schluck des vom Wirt selbst (ver)brannten Drusen-Schnapses wird diese Schrebergarten-Party erträglicher. Womit wieder einmal bewiesen wäre: Alkohol hilft! Übrigens auch an einer Hipster-Party.

„Itz ehrlech, Röschu...“

von Domenico Vincenzo Gottardi

...das isch doch nümm normal!“

„Was...?“

„D Wäut hüt, dä ganz Irrsinn. Au das nöimödische Zügs. I bruuche das aues nid, Röschu! Guet, itz sones Sacktelefon isch no gängig. Bis dert bini no derby. Aber de bruuchis zum telefoniere u muess nid no fötele dermit u dr Wätterbricht abrüefe oder es Fiumli uf Feissbuck lade, wie ds Vroni – übrigens e Gruess! – ihres Müesli frisst oder dr Hung strüchelet. Aber hüt ischme ja scho abnorm, weme dä ganz Schissdräck nid mitmacht. Isch das nid chrank, Röschu?“



„Hm...“

„U itz gängis schiints de sone Brüue, so mit auem integriert – HD-Fernseh, Internet, Blurei, Whatsöpp, Twitter u wie dä ganz Mischte heisst. Muesch gar nümm mache u gross umedrücke, bisch permanänt onläin. Ja de aber guet Nacht am sächsi! De chasch zum vogle no grad dr Börsebricht läse oder die nöii Staffle vo Breiking Bäd luege, weisch wie geil...! Oder em Tinu sis nöischte Selfie läicke, wiener i de Bo-

xerschorts vorem Badzimmerspiegu schteit. Röschu, itz ehrlech, i was füre Wäut läbemer eigentlech?! Das hätti s früecher nie gää!“

„Du mit dim früecher...“

„Isch doch wahr! Wo blibt de da d Intimsfääre, we scho Vierzähjähregi ihri Püppi i ds Netz schteue? Oder zum Bischpieu – i säge itz gliich: früecher – wo's no Telefonkabine gää het, de hesch doch immer d Türe ganz fescht zuezuge, dass die dusse nid mitüberchöme, wasde dinne schnurisch. Aber hüt verzeut eine z mitts im Böss em Kolleg über Smartfoun vo sim Schnäbichrabs. Isch doch gschört! Aber meinsch, nume eine vo dene Nörds überchunnt mit, wiener langsam abstumpft u vertummet?“

„Hm...“

„...Oder die, wo ums verrecke wei uffae u Häip sy. Die regemi fasch no meh uf! Die müesse aui tätowiert sy, es Piercing haa unes Paar Hose, wode i de Chnöi treisch u ds Füdle useluegt ude hinge geng druf tschaupisch mit de Näik. U jede meint, är sigy itz dr Einzige, wo so kuul usgseht u ds Beisboltschäppi verchehrt ume treit oder unger dr Wulechappe es Mischtfueder vou Rastazöpf. Da ischmer de ds Gabi mit de schreege Zäng i ihrem verwäschne aute Tiischört grad no lieber, mit de zwe Wöuf vore druffe umene Sunneuntergang. Die isch so stinknormau u dere isches so schisseglüch, wiesi usgseht, die het no Klass...“

„Gabi...?“

„Kensch äüä nid, aber isch ja itz gliich. Wasi ha wöue säge, isch, dass dä ganz zwanghaft Säubschtdarschteuigswahn mir gruusig uf d Närve geit. Früecher – i säge itz gliich: früecher! – hesch no müesse Bundesrat wärde oder Olümpiasüiger, dass de bisch i d Zityg cho oder i ds Fernseh. Hüt muess eini nume e Schütteler oder e Schouspiller hüürate u sech när la scheid, de chunnt

sie zwöi Jahr lang uf RTL zur beschte Sändezyt, wosi cha umegränne u abläschtere über ihre Ex. U dä, säuber nid dr Heuscht, git ume u sini Handynummere ere Sossäieti-Expertin mit vierjähregem Bruefsstudium, für dass die ouno ihre Sänf derzue cha gää. U am Schluss lande sie aui im Uurwald u frässe Würm u Spinnele u Affehode, u wesi gwinne, gits no hunderttausig Stutz obedruuf une Yladig vom Markus Lanz. Isch doch abnorm, Röschu, säg säuber!“

„Hm...“

„Di regt das nid haub so uf, gäu? Dir geit das am Arsch verby...“

„Irgendwie scho – söue die doch aui verblöde...“

„Mir chöi ou über öppis anders diskutiere... Über d Ussländer zum Bischpieu.“

„Lieber nid, da wirdi nume häsig...“

„Auso guet. Aber es Bier nimmsch no? Geit uf mi!“

„Sägi nid nei.“

„Svetlana, Scheri, no zwe Schtange...!“

Domenico Vincenzo Gottardi trinkt e schissnormali Schtange Egger Bier



Gönnerhumpen

Da ist eine Büroklammer in meinem Spinat

von Maximilian Weinberger

„Da ist eine Büroklammer in meinem Spinat“, wiederhole ich laut. Der Hamster zeigt sich – wie immer – uninteressiert. Ich hätte sterben können. Erstickt an einer Büroklammer. Lustigerweise stellt sich mir nicht die Frage, woher zum Teufel diese Büroklammer kommt, eher frage ich mich zum wiederholten Male an diesem Abend, wie zum Teufel ich es geschafft habe, überhaupt so lange zu überleben.

Der Hamster steigt in sein Rad, und auf einmal fügt sich alles zusammen. Im Schein der russischen Birne habe ich einen Erleuchtungsmoment. Der Grund, warum ich es überhaupt geschafft habe, so lange zu überleben, liegt plötzlich ganz klar auf der Hand:

Ich bin langweilig, und mein Leben ist Scheisse. Oder mein Leben ist langweilig, weil ich so scheisse bin. Vielleicht steigern wir uns da auch nur beide in was hinein.

So oder so war das gerade eine Nahtoderfahrung. Ich rekapituliere, und das Leben, das an meinem inneren Auge vorbeizieht, ist so dröge wie eine Fussnote.

Voller Tatendrang schlucke ich die Büroklammer. Der erhoffte Adrenalin-kick bleibt aus.

Ich nehme den Hamster aus dem Käfig und versuche ihn auf meinem Kopf zu balancieren, wie Leute das in Filmen manchmal mit Büchern machen. Dabei geht es mir weniger um meine Haltungsschäden, ich möchte einfach die Nahtoderfahrung mit ihm teilen. Er gibt sich unbeeindruckt. Er ist genauso langweilig, wie ich.

Ich setze ihn auf das Fensterbrett, wir sehen uns tief in die Augen, und dann eröffne ich ihm mit Leid geplagter Stimme: „Ich glaube, das wird nichts mit uns beiden. Wir sind einfach zu verschieden.“ Er blinzelt. „Was ich damit meine? Naja, du bist einfach...du hast einfach einen sehr ruhigen Lebensstil.

Das ist ja nichts Schlimmes. Aber auf Dauer ist es ein bisschen...langweilig für mich. Verstehst du?“

Nein, tut er nicht. Ich auch nicht. Obwohl er das alles schon mal gehört hat. Ich auch.

Ich komme zu dem Schluss, dass ich dringend ein Tattoo brauche. Das Motiv male ich mit einem Bleistift auf die Innenseite einer Teebeutelverpackung. Es wird ein abstraktes Tattoo, lässt sehr viel Interpretationsspielraum offen.

In der Nähe gibt es ein ranziges Studio, in das ein Langweiler also jemand, der Angst vor Nadeln und Infektionen und einfach allem hat, nie gehen würde. Bevor ich das Studio betrete, mache ich noch den obersten Hemdknopf auf und spucke in die Gosse, wie das die ganz harten Kerle in Filmen immer machen. Nur, dass mir dabei Spucke am Kinn hängen bleibt. „Ich will das hier als Tattoo“, sage ich dem Tätowierer und reiche ihm meine Teebeutelverpackung. Der sieht aus wie einer, der gleichzeitig in die Gosse spucken und rotzen kann, ohne dass irgendwas hängen bleibt. Ich

verstehe seine Frisur nicht. Er versteht mich nicht. „Was jetzt, Teekanne Salbei oder die Tasse? Oder beides?“, sagt er und legt den Kopf schief. Aus der Perspektive verstehe ich seine Frisur noch viel weniger. „Nee, das auf der Rückseite!“, entgegne ich mit stolzeschwellter Brust und will auch den Kopf schief legen, weil man durch Augenkontakt auf einer geraden Linie immer viel besser kommunizieren kann, aber dann fällt mir ein, dass so was einer meiner Langweiler-Spleens ist. „Willst du mich verarschen?“, knurrt der Schrank, und mir ist nicht so nach Lachen zumute. „Nein. Ich meins Ernst. Das ist Kunst. Abstrakte Kunst.“ Von da an sind da nur noch Panik und Angstschweiss, Qualen und Schreie, Ohnmachtsanfälle und schmerzliche Bewusstseinsphasen. Und ein Mann, der mir mit einer Nadel einen abstrakten Klecks auf den Arsch malt. Nächster Halt: Sodom und Gomorra.

Maximilian Weinberger trinkt Kilkenny



Drei Gedichte

von Didi Costaire

Ausblick

Der Tag ist hell, die Luft ist lau,
und Sonne gibt's zuhauf.
Der Himmel leuchtet strahlend blau.
Ich mach das Fenster auf.

Frau Zimmermann von nebenan
hat Wäsche aufgehängt.
Ihr Ehe-, Buh- und Hintermann
blickt eher angestrengt.

Asthmatisch röhrt es vor dem Haus.
Dort steht wohl Oma Pumm.
Sie geht bloss selten weiter raus,
bewegt sich nur noch krumm.

Ganz oben haust Herr Oberlein,
vom Leben arg bedient,
pfeift sich ein frühes Bierchen rein,
plus Teer und Nikotin.

Der Pensionär im Erdgeschoss
guckt regelmässig fern.
Er schnarcht wie ein Rhinoceros,
auch wenn mal Kinder plärr'n.

Die eine putzt, der andre schaut,
was wieder andre tun.
Man Holz und hämmert, kocht und
kaut,
und rupft so manches Huhn.

Der Kackreiz treibt den grossen Hund,
ein Mensch folgt angeleint.
Man sieht den braunen Haufen und
des Frauchens blassen Teint.

Die Leute sind wie du und ich
und niemand ist ein Held.
Ein jedes Wesen wurstelt sich
durch seine kleine Welt.

Ich bin gedanklich abgeschweift.
Dann höre ich die Kuh
vom Nachbarhaus, die ständig keift,
und mach das Fenster zu.

Sie amüsierten sich

Sie amüsierten sich beim Shoppen.
Die beiden Damen kauften ein.
Sie gingen irgendwo hinein
und wieder raus mit Leckerein,

verprassten fröhlich Schein um Schein.
Das krasse Pärchen Pumps mit
Noppen
kam in Nataschas Tasche rein.
Ne neue gab es obendrein,

plus einen Ring samt Glitzerstein,
für Elfi was mit Elfenbein.
Sie waren wirklich kaum zu stoppen,
erwarben günstige Arznein.

Und ihre Männer, Gert und Hein?
Die kehrten um und kehrten ein.
Dann tranken sie ein Gläschen Wein:
Sie amüsierten sich beim Schoppen.

Norma L.

Norma L. ist so normal,
weder dick noch allzu schmal,
nicht zu braun und nicht zu fahl,
und ihr Antlitz wirkt oval.

Sie liest Bücher (trivial),
manchmal lieber ein Journal,
fühlt sich relativ vital
und verweist gewiss pauschal.

Hat sie Urlaub, isst sie Aal.
Sonst besteht das Mittagmahl
aus Gemüse, regional.
Sonntags wird es rustikal.

Sie vergnügt sich ganz banal
mit dem eigenen Gemahl
und bekam im Hospital
Kinder - zweie an der Zahl.

Norma L. denkt recht sozial,
doch verhält sich meist neutral.
Sie geht seltener zur Wahl
als noch anno dazumal.

Sie entspricht dem Ideal
und verhält sich stets loyal,
fügt sich ein, dient funktional,
sorgt für keinerlei Skandal.

Nachts jedoch ist das egal.
Dann pfeift Norma radikal
mal auf Normen und Moral,
wird im Traum zur Femme Fatale.

*Didi Costaire trinkt
normalerweise Gilde Pilsener*



Alltag

von Steve Hoegener

Tonio Del Moros Welt schwankte mehr als sonst üblich nach einer Bootsfahrt. Er liess sich auf den Kai niedersinken. Er hatte seinen Oberkörper aus dem Neoprenanzug geschält. Auf seinem Oberarm ein Tattoo, ein Anker. Der Polizeitaucher liess die Nachmittags-sonne sein blasses Gesicht wärmen. Der klare Himmel und das wieder ruhige Meer. Unerbittliche Blautöne. Tonio schloss die Augen, um die Reporter der Lokalzeitungen nicht zu sehen, die routiniert Fotos von den 80 schwarzen Plastiksäcken machten, die hinter seinem Rücken säuberlich von den Carabinieri aufgereiht und nummeriert wurden. Tonio hatte das Klickgeräusch der Shutter in den Kameras sonst immer gemocht. Jetzt tauchten Bilder auf. Die stummen Schreie, die weit aufgerissenen Augen und Münder unter Wasser. Der Schiffsraum, eine Sardinienbüchse. Er schwebte über ihnen. Die Arme streckten sich ihm im Lichtkegel der Unterwasserlampe kraftlos entgegen, wie einem Propheten aus einem Paradies. Und sie schienen sich im sanften Takt der Strömung zu bewegen, wenn das Licht sie aus dem Dunkel der Tiefe riss. *Ma quanti ci sono ancora?*, rief ein weissbärtiger Fischer. Tonio öffnete die Augen wieder. Ein Matrose rief ihm vom Schiff der Guardia Costiera aus zu, dass das Boot voll sei.

Abdel sprang auf die Ladefläche des staubigen Pick-ups und stöhnte leise auf, als er die Rippen spürte, die ein Gummiknüppel eines Grenzpolizisten getroffen hatte. Das ist Europa, dachte er, während er die anderen musterte, magere Marokkaner, Algerier. Der andalusische Bauer stieg fluchend in den Truck und startete ihn fluchend. Das ist hier so, dachte Abdel. *Putra madre, coño, joder* waren dann auch seine ersten Wörter. Spanier benutzen sie in jedem Satz. Und er wollte lernen. Normal leben.

Die Strasse zu den riesigen Orangenplantagen war staubig. Abdel lächelte den jungen Mitterrand an, mit dem er die Wüste durchquert hatte. Alle nannten ihn *président*. Ein Jahr hatten sie von Timbuktu nach Ceuta gebraucht. Wer ins Paradies will, der muss durch die Kreise der Hölle, hatte sein Grossvater ihnen gesagt. Er wusste nicht ob als Ermahnung oder als Ermutigung. Als man dem Alten die Hand mit einer rostigen Machete auf dem Platz der Scharia abschlug, weil er alte Bücher versteckte, wusste Abdel: Schlimmer kann Europa nicht sein. Und vor einer Woche hatten sie das Paradies gestürmt. Nachts. Mit selbstgebauten Leitern, wie in Ritterfilmen, zu Hunderten, über den Nato-Stacheldraht um Ceuta, durch Gummiknüppel und Tränengas. *Uns hält nichts auf*. Wieder und wieder: *Uns hält nichts auf*. Keine Wüste, kein Stacheldraht, keine Schläge. Bellen und Schreie verhallten. Und Hand in Hand standen sie später vor dieser spanischen Stadt. Lichter in der Dunkelheit. Das, lachte Mitterrand, während er nach Atem rang, ist Europa.

Das Autoradio drehte Grethe genervt aus. Die Nachrichten ärgerten sie nur. *Machtkampf hier, Unterdrückung da. Und Afrika, dieses schwarze Loch. Lampedusa! Und immer diese Griechen. Liegt ja fast bei Afrika*. Grethe hupte, als die Ampel auf Rot umsprang und der Fahrer vor ihr zu spät reagierte. *Also ich bin ja keine Rassistin, aber man müsste denen allen einfach mal das Arbeiten beibringen. Mit Knüppeln. Oder sich ganz raushalten, Grenzen zu. Da geht jetzt so ein Neger über den Zebrastreifen. Und wie er geht. Sollen ja tierisch athletisch sein! Grenzen zu. Wenn sich die Gesamtsituation gebessert hat, können sie sich ja wieder melden. Jedem das Seine. Genau wie der andere Fahrer. Französisches Nummernschild. Aber sonst können sie rasen. Als ob 120 auf Französisch anders geschrieben würde. Kommen mas-*

senweise hierhin arbeiten! Kein Wunder, dass es immer und überall staut in dieser Stadt. Mit Bus oder Zug kann man ja nicht mehr fahren. Und dann der Klimawandel erst. Sonst lag im Januar immer Schnee. Und heute? Gut, dass ich in zwanzig Jahren nicht mehr da bin. Einfach nichts mehr normal! Man merkt es ja schon am Verkehr, überall Autos, LKWs aus Osteuropa, keine Parkplätze. Sie hupte wieder. Die Mauer! Das wäre es. Und die Radfahrer glauben auch, dass die Regeln nicht für sie gelten. Einfach durchschlängeln. Wenn ich jetzt die Tür aufreissen würde? Nein, es ist nicht mehr schön mit dem Auto zum Supermarkt zu fahren. Blutorangen nicht vergessen! Unbedingt Blutorangen. Das ist ja auch nicht mehr normal. Obst zu jeder Jahreszeit.

Steve Hoegener trinkt
Battin aus Esch/Alzette



Francine Jordi und das rote Velo

von Godi Huber

Es war Donnerstagmorgen. Die Uhr an der Bushaltestelle sprang auf 7 Uhr und 26 Minuten. Drei Männer und eine Frau standen unter dem schützenden Vordach, obschon der Wetterbericht schönes Wetter versprochen hatte. Die Frau mit der getigerten Mütze blickte in den schwarzblauen Himmel. Die Männer starrten auf die Strasse. Als ob jeden Moment Francine Jordi mit dem Velo vorbeifahren würde.

Zu den drei Männern und zur Frau kamen weitere Frauen und Männer. Der Mann, der aussah wie George Clooney, grüsste die Frau im schwarzen Mantel. Die Frau im schwarzen Mantel lächelte einen Augenblick zurück. Der Herr im dunklen Anzug mit schwarzem Rollkoffer musterte lässig seine Rolex. Die Uhr an der Bushaltestelle zeigte 7 Uhr und 43 Minuten.

Zu den Menschen kamen weitere Menschen. Alle warteten. Viele schwiegen. Schauten in Gratiszeitungen. Einige redeten. Über das Wetter. Den Idioten, der über Nacht zum neuen Chef befördert worden war. Die letzten Feri-

en. Das Mittagessen. Die kommenden Ferien. Stellwerkstörungen. Das Kino-programm. Die grosse Koalition. Brad Pitt. Sozialtourismus. Francine Jordi. Und über den Hockeyklub der Stadt, der bald einen neuen Trainer würde suchen müssen. Es war 8 Uhr und 29 Minuten.

Zu den vielen Menschen kamen noch mehr Menschen. Facebook-Profile wurden gecheckt. Tweets versendet. Gratiszeitungen mit Füessen getreten. Smarte Telefone gestreichelt. Leichte Zigaretten geraucht. Danach lässig auf die Strasse geworfen. Ein junger Mann und eine schöne Frau küssten sich. Immer wieder. „Gopferdami“, fluchte ein stinkender Alkoholiker in der vierten Reihe. Der Bus war auch um 6 Minuten vor 9 Uhr noch nicht da.

Der Strassenmusikant mit den langen blonden Haaren stimmte seine Gitarre und krächzte. The times they are a changin. Krankenschwestern tanzten ausgelassen Ringelreihen. Der Herr im dunklen Anzug tanzte mit. Der Idiot, der über Nacht zum Chef befördert

worden war, stolperte über den schwarzen Rollkoffer. „Gopferdami“, schrie der Alkoholiker. Der Mann, der aussah wie George Clooney, machte der Frau im schwarzen Mantel einen Heiratsantrag. Die Frau mit der getigerten Mütze errötete und sagte Ja. Die Uhr stand bei 9 Uhr und 26 Minuten.

Jetzt warteten an diesem gewöhnlichen Donnerstagmorgen weit über 1000 Menschen auf den Bus. Sangen Volkslieder. Assen Fish and Chips. Tranken Vollmondbier. Schenkten sich Seerosen und Männertreu. Drückten einander Schwarzwaldertorten ins Gesicht. Wählten den Manager mit dem elegantesten Rollkoffer. Der Alkoholiker schrie noch lauter als zuvor. „Gopferdami“. Die Uhr zeigte 10 Uhr und 22 Minuten.

Die drei Männer vom Anfang der Geschichte starrten immer noch auf die Strasse.

In diesem Moment fuhr Francine Jordi mit dem roten Velo vorbei.

Godi Huber trinkt Bärner Müntschi



Gassenhauer

Was für eine Nacht!

von Stammgast Reto Beau

Normalerweise werden an dieser Stelle Gassenhauer, laut Lexikon populäre Musikstücke, vorgestellt. Für einmal sollen hier jedoch die Neuinterpretationen solcher Stücke im Zentrum stehen. Im Frühjahr ergiessen sie sich zuverlässig aus ihren Übungslokalen auf die Strasse. In den Gassen Berns hauen Sie dann auf die Pauke oder zumindest aufs Trommelfell ihrer Zuhörer. In der Namensgebung für ihre Gruppierungen

sind sie äusserst kreativ, teilweise auch einfach nur ehrlich. Sie nennen sich Aaregusler, Akkordwürger, Strossefüdeler und Tönlifurzer. Und hangeln sich ein Wochenende lang von Hit zu Hit. Ein kurzer Kontrollbesuch an der Berner Fasnacht 2014 hat ergeben, dass sich bei den Top 3 der regionalen Guggemusig-Charts wieder einmal nichts geändert hat. Die Spitzenplätze werden nach wie vor belegt von: Bellini/Samba de Janeiro, White Stripes/Seven Nation Army, Dario G./Carnaval. Ich geh mich jetzt mal abschminken. Und dann brauch ich ein Reparaturbier.

Rebellion einer Schenkenden

von Angela Suter

Es ist wieder soweit! Die Hochzeits-saison hat begonnen, und die Einladungskarten flattern ins Haus. Kaum noch Wünsche bleiben dabei offen. In Hochglanz kunstvoll inszeniert, mit suspekten Falttechniken verarbeitet, verspielten Dekorationselementen bestückt, wird jedes Couvert an seine Belastungsgrenze getrieben. Sie buhlen in meinem Briefkasten um Aufmerksamkeit zwischen Zeitung und Rechnung. Nicht zu vergessen die Babykarten, die regelmässig den Weg zu mir finden. Praktisch vor der stressigen Geburtsphase als Vorlage gespeichert, wofür ich selbstverständlich Verständnis aufbringe, bekomme ich den Streckbrief vom Nachwuchs geliefert. Von niedlichen Zootieren umzingelt, herausgegeben von überglücklichen Eltern, mit den Standardangaben versehen. Für mich gilt: Hauptsache alle sind gesund. Richtig aus den Wolken werde ich erst fallen, wenn ein Kind mit sechs Kilogramm und neunzig Zentimetern präsentiert wird. Vermutlich habe ich die Maschinerie aber sowieso nicht begriffen, oder soll ich aufgrund der Geburtszeit dem Kind den Aszendenten ausrechnen?

Die Stressphase beginnt! Ich laufe mir im Babyfachgeschäft die Hacken ab. Obwohl ich ständig erwähne, dass ich keine Ahnung von der Materie habe, werde ich unzureichend beraten, denn ich bin ja eine Frau. Genetisch bedingt soll ich mich damit auskennen, dabei wäre ich eine Goldgrube für jede Verkäuferin, würde sie es denn begreifen. Mein Blutdruck bleibt so lange ekstatisch hoch, bis ich die Babyflaschen, Schnuller, Lätzchen, Strampler und Windeln kunstvoll samt Teddybär zu einem Vierradmotorrad zusammengebastelt habe. Genauso wenig verschont werde ich von der Hochzeitsfront in einer Zeit, wo niemand mehr ein Dutzend Frotteetücher in Aquamarin

wünscht, den Luftbefeuchter oder das Teeservice. Trotzdem eile ich zur Bank, verlange nach druckfrischen Noten, übe mich beim Origami in Geduld und drapiere das kleine Vermögen attraktiv. Nicht zu vergessen die schicken 3D-Klappkarten, die ich mit Füllfeder liebevoll mit Glückwünschen versehe.

Die Ernüchterung folgt! Zwischen liebenden Eltern schlafend auf einem Stofftier oder lächelnd umarmt von Geschwistern, zeigen sie auf der Dankeskarte mit dem Finger auf mich. Die glanzvollen Fotos im grünen Park, sich küssend, die Trauringe zwischen üppigen Rosengestecken aufgehübscht, im Handorgelformat ausgeliefert und übersät mit Erinnerungen. Die Galle kriecht mir die Speiseröhre hoch, und ich führe mir die gedruckte Computerschrift mit standardisierten Worten des Danks zu. Mit Argusaugen suche ich nach einem persönlichen Ausrutscher von Kugelschreiber in Form der Unterschrift, eines winzigen Satzes, der meine Mühe wertschätzt, und finde in fast allen Fällen nichts. In einer Zeit, wo selbst das Anschreiben einer Bewerbung noch von Hand unterzeichnet wird, liegt bei Danksagungen des lebensverändernden Anlasses kein eigenhändig gesetzter Buchstabe mehr drin? Mich ereilt die Erkenntnis, dass

egal ob ich den Schnuller mit Spruch „Papa ist der Beste“ plus eine Windelpackung spendiere, oder ich die grossen Geschütze auffahre, mir der gleich lapidare Dank blüht, wie allen anderen auch.

Damit ist jetzt Schluss! Ich habe die Schnauze voll und rufe die Rebellion aus. Baby-Utensilien in Pastellönen mit der Aufschrift „Herzlichen Glückwunsch“, wähle ich praktisch im Internet. „Liebes Kind, herzlich Willkommen auf der Welt. Glück, Gesundheit und schöne Momente sollen Dir beschert sein. Euch Eltern gratuliere ich von Herzen zum Nachwuchs“, lasse ich auf die Karten drucken. Schlichte Schwäne die ein Herz bilden, filtere ich aus den Vorlagen. „Liebes Brautpaar, genießt Euer Glück, liebt Euch bedingungslos und feiert den grossen Tag“, gebe ich in Auftrag. Den Batzen werde ich nicht kunstvoll zum Tier oder Hemd falten, sondern greife zum Bostitch und befestige die Note lapidar. Mit etwas Glück werde ich mich beim nächsten Gang zum Briefkasten nicht mehr dermassen über die unpersönliche Gangweise von Beschenkten aufregen, die scheinbar mittlerweile normal ist.

Angela Suter trinkt Brandlösscher Bier



Doppelmoral normal

von Holger Putz

Ich gehe mit meiner Axt in den Wald und fälle einen alten, schweren Baum. Aus seinem Holz mache ich Papier. Auf jede Seite schreibe ich mit grossen schwarzen Buchstaben „Rettet die Bäume“. Auch ein zweiter hölzerner Waldbewohner fällt meinem scharfen Spaltwerkzeug zum Opfer. Aus dem Material baue ich ein Vogelhaus für meinen Garten. Ich bin ein Mensch. Doppelmoral: normal.

Nie würde ich Fleisch essen, weil ich der Meinung bin, dass Tiere auch ein Recht zum Leben haben. Sie sollen mit Würde in der Natur alt werden. Der Mensch sollte nicht in den Kreislauf der Natur eingreifen. Meine Schuhe und ein paar meiner Jacken sind aus Tierleder. Ich bin ein Mensch. Doppelmoral: normal.

Die Kinopreise steigen von Jahr zu Jahr. Das kann einfach nicht sein. Die Kinobetreiber wollen doch nur viel Geld verdienen. Ich lade mir die neuesten Filme weiter kostenlos aus dem Internet. Ich bin ein Mensch. Doppelmoral: normal.

Ich höre sehr gern Musik. Aber 19 Euro für ein Album entsprechen nicht meinen Vorstellungen. Meine Musik kommt natürlich ohne Kosten aus der digitalen Welt. Ich bin ein Mensch. Doppelmoral: normal. Kinderarbeit gehört verboten. Einen Mindestlohn



von 10 Euro halte ich für angebracht. Jeder Mensch sollte für seine Leistung auch angemessen bezahlt werden. Ausbeutung ist kein Kavaliersdelikt. Schliesslich geht es ja auch um Qualität. Nächstes Wochenende gehe ich wieder zu Primark und kaufe mir ein paar T-Shirts. Ich bin ein Mensch. Doppelmoral: normal.

Massentierhaltung ist doch Quälerei. Und diese ganzen Zucht- und Mastmittel verderben unser Fleisch. Die Antibiotika sind nicht gut für unseren Körper. Ich passe auf meinen Körper auf und esse sehr bewusst. „Oh, 1 Kilo Hühnchen für 1,95 Euro.“ Das kaufe ich. Ich bin ein Mensch. Doppelmoral: normal. Die reichen Manager bringen ihre Millionen alle in die Schweiz, um Steuern zu sparen. Die sind doch alle gierig und bekommen den Hals nicht voll. Die kann ich einfach nicht verstehen. Zum Glück werden die meisten von den Schweinen erwischt. Als ich mein Haus gebaut habe, konnte ich den Maurer und Maler gleich vor Ort bezahlen. Ohne Rechnung. Ich bin ein Mensch. Doppelmoral: normal.

Ich wollte nie berühmt werden. Trotzdem habe ich diesen Text geschrieben. Ich bin ein Mensch. Doppelmoral ist für mich normal.

Holger Putz trinkt Tannenzüpfle

Mail an die Redaktion

Sehr geehrte Redaktion

Normalerweise echauffiere ich mich nicht so schnell, aber was Sie hier tun, ist ja wirklich auch nicht normal! Da geben Sie sich schon fast zwanghaft speziell, mit ihrem möchtegern modernen Layout, ihren kindlich-süssen Bleistiftzeichnungen und der bierseeligen Poesie, die Sie notabene nicht einmal selber produzieren. Seit Jahren versuchen Sie ganz bewusst aus der Reihe zu tanzen. Sie sind sozusagen der Prototyp der zeitgenössischen Kunst, die nicht ein kleines, sondern überhaupt kein Publikum mehr anspricht. Individuell bis in den letzten Spliss schreiben Sie am Geschmack

der Leser vorbei und nennen das, so nehme ich an, Kleinkunst. Aber ich sage ihnen: der Grat zwischen Kleinkunst und Winzig- beziehungsweise Gar-keine-Kunst ist schmal und mit Schmalz überzogen. Oder haben sie ernsthaft das Gefühl, irgendjemand würde ihr Heftchen freiwillig lesen. Ich nehme an, nicht einmal diese Frage können sie mit Sicherheit beantworten. Bestimmt vermuten Sie Ihre Leser in den unergründlichen Tiefen der Subkulturen verborgen und übersehen dabei, dass sie subkulturell schon längst vergessen gegangen sind. Und Sie wollen mir etwas über Normalität erzählen? Pfui pfui pfui!
Ihre Tiara Hummel Le Grogg

Freiheitsstatue

von Maik Gerecke

Wir sitzen in diesem kleinen halb noblen, halb jugendlich-coolen Restaurant, und ich bin *totally underdressed* für das *Date* mit Zoe, der amerikanischen Austauschstudentin. Sie sitzt mir gegenüber, und das *Make-up* liegt maskenhaft auf ihrem Gesicht. *Smokey Eyes*. *Violent Lips*. *Foundation* ohne Ende. Wir machen ein wenig *Small Talk* zum Einstieg, und dann frage ich sie, was Menschen meines Standes und meines Alters sich ständig und bis zum Erbrechen fragen: „Was willst du später mal machen?“

Und es beginnt.

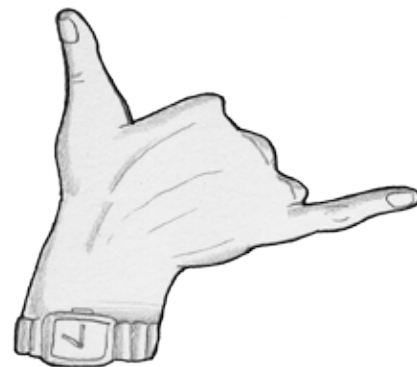
Der Kellner kommt zu uns, stellt ein Schälchen *Peanuts* auf den Tisch, und Zoe sagt: „Well ...“ Ihre *Moves* sind so was von *Hollywood*, und ich frage mich schon jetzt, ob dies heute mein *Lucky Day* sein wird. Ob dieser Abend ein *Happy End* hat. Zoe sagt schulterzuckend und mit ihrem *sexy* Akzent:

„... du weißt schon. Familie, Kinder. The usual stuff.“ Und ich nicke, lächle und mache: Hmmhm, hmmhm. Zoe fährt fort, erklärt mir: „I mean, nicht diese standard, ahm, housewife shit.“ Ich greife ihren Gedanken auf, sage: „Der Mann arbeitet, die Frau hütet die Kinder. Kirche, Schürze, Dinner Parties“ und Zoe lacht: „Exactly!“ Ihr Gesicht

wird ernst, sie zieht die Schultern hoch und sagt: „You know, ich will, ahm, *passion* in mein Leben. Freedom und, wie sagt man, ahm, *meaning*!“ Ich frage rhetorisch: „Warum muss Liebe immer so eine strenge Sache sein? Wieso muss sie Menschen gefangen nehmen, statt zu erfüllen?“ und ihr Gesicht verändert sich. Wirkt beeindruckt. Sie sagt: „Exactly!“ Irgendwie überrascht. „You know“, sagt sie, „die Welt ist so, ahm, full of, ahm, Möglichkeiten. Das Leben ist, ahm, so fucking kurz!“ und genau ab hier sinkt mein Redeanteil rapide. „Weisst du, ich will nicht, ahm, be like everyone else, will nicht diese, like, *normal life*, den alle haben. Ich will eine *Job*, das ich liebe, mir ver-, ahm, wirklichen, meine Leben genießen, will, ah, *feel it*, you know?“ Ich nicke nur noch zustimmend. Ein Satz folgt dem nächsten, ihre Stimme steigt auf in immer höhere Frequenzbereiche, und ich greife nach meiner ersten Erdnuss.

Zoe schwadroniert über *True Love*, legt mir spielerisch ihre Originalität dar, ihre Individualität, ihre Authentizität, und ich schiebe mir eine Erdnuss nach der anderen zwischen die Zähne. Zermahle sie. Schlucke und schlucke. Zoe redet immer schneller, immer mehr Englisch mischt sich in ihre Sätze, und ich spüre, dass mir langsam schlecht wird. Endlich!

Zoe quiekt: „Like, Englisch, Englisch, Like, Englisch, Like ...“ scheint mich kaum noch wahrzunehmen und ich werfe fleissig Erdnüsse nach, bis sie mich schliesslich ansieht und sagt: „Are you alright?“ Es muss einiges an Zeit vergangen sein, denn mein Gesicht ist inzwischen puterrot, von Pusteln bedeckt, und mein rechtes Auge schliesst sich ganz langsam von der Schwellung. Zoe sagt: „Your – oh, my god! Your face!“ Und ich winke ab. Sage: „Nothing special.“ Ihre *Smokey Eyes* weiten sich, die *Violent Lips* klaffen auseinander, und



ich lächle, sage: „Erdnussallergie“, ziehe die Schultern hoch, „ganz normal.“ Sie sieht mich an und fragt: „Should we call, like, an ambulance?“ Ich schüttle verneinend mein *Leatherface*, nehme einen Schluck *Coca Cola* und füge hinzu: „Der Arzt sagt, im Notfall Erbrechen auslösen.“

„Huh?“ meint Zoe dazu, und ich schiebe mir den Zeigefinger über die Zunge. Richtung Hals. Mein *Date* steht von seinem Stuhl auf, nimmt Abstand, und ich kehre mein Innerstes nach Aussen. Verteile es auf unsere gemeinsame Tafel. Über unsere Speisen. In unsere Getränke. Zoe – völlig überfordert – kann es nicht mit ansehen und übergibt sich gleichfalls. Nahezu solidarisch. Der Skandal ist perfekt, entsetzte Schreie von links und rechts und ich – voll mit Speichel und Erbrochenem – grinse, was man schon gar nicht mehr erkennen kann. Der Kellner tritt hilflos an unseren Tisch, und ich sage: „Ei Kanckenwagn, bihe.“ Er tänzelt überfordert davon, Richtung Telefon, und ich schaue auf, zu Zoe, die sich auf ihr *SecondHand*-Oberteil übergeben hat und nun verstört und heulend ihre Brüste säubert. Ich mache: „Ehh! Eh-ehh“, sie blickt herüber, und ich gebe ihr mit Daumen und kleinem Finger das internationale Zeichen für: *Call me!*

Dann heisst es warten. Gast um Gast verlässt betreten die *Location*. Und Minuten später fahre ich unter Blaulicht und Sirene in die Freiheit.



Maik Gerecke trinkt XXXX Bitter

Südafrika

von Monika Enders

Fred hatte es gewollt. Das sei dringend notwendig. Wegen der langen Strecke. Meier könne sich sonst Südafrika an den Hut stecken. Also hatte Fred Werkzeug, Schläuche und Kanister organisiert. Nachts stiefelten sie los.

Auf einem einsamen Parkplatz setzten sie an einer Nobelkarosse an. Fred mit dem Meissel, Meier mit dem Hammer. Gemeinsam schlugen sie zu. In Sekunden hatten sie die Karre verbeult und in Minuten alles um den Einfüllstutzen herum zerhackt. Meier wurschtelte einen Schlauch in den Tank, sog daran, bis der Sprit lief. Weil aber der idiotische Besitzer die Karre nicht vollgetankt hatte, mussten sie sich nach einer anderen Schüssel umsehen. An einem Jeep schlug Meier erneut zu. Der Schlag war perfekt. Nur Freds Hand befand sich an der falschen Stelle. Mit einem spröden Knirschen zerbarsten sämtliche Mittelhandknochen. Es wurde laut. Fred und der Jeep heulten auf. Fred wegen der paar Knochen und der Jeep wegen der Autosicherung.

Das Geplärre konnte Meier nicht abhalten. Unbeirrt stopfte er den Schlauch in den Tank und saugte daran. Das blöde Benzin schoss ihm sofort entgegen, so dass er einen Teil davon verschluckte. Hustend spuckte er es aus, röchelte herum und lief rot an. Er sackte weg. Ein Erstickenfallsanfall.

Fred versuchte ihn durch Mund-zu-Mund-Beatmung zu retten. Unverdaute Reste aus Meiers Magen kamen wieder hoch. Benzinkotze. Sie schmeckte echt scheisse.

Grün angelaufen kam Meier wieder zu sich. Der Jeep war vergessen, der Schlauch darin auch. Das Auto lärmte, Fred brüllte. Meier war schwindelig und übel. Trotzdem taumelte er auf den nächsten Wagen zu. Aber weil sich in seinem Kopf alles drehte, stolperte er und stürzte zu Boden. Dabei flog ihm der Hammer aus der Hand,

nahm Kurs auf ein Seitenfenster und zertrümmerte es. Die Scheibe zersplitterte in Abermillionen Glasstücke. Sie regneten auf Meier, der gerade weg-dämmerte, herab. Meier verwechselte die herabfallenden Scherben mit einer Zudecke und fand es schön, dass sich jemand um ihn kümmerte. Benommen griff er hinein, um sich darin einzukuscheln. Scherben bohrten sich in seine Finger, und Blut lief aus den Wunden, was nicht so schlecht war, weil es Meier angenehm wärmte.

Frau Schlomowicz auf ihrer Gassirunde mit Zander, einem kleinen Terrier, der das Aussehen einer Forelle geerbt hatte, gönnte sich eine kleine Zigarettenpause, als sie aufgeschreckt von Freds Gebüll versehentlich ihren Glimmstängel fallen liess. Der rollte dahin und traf auf das auslaufende Benzin. Erst pas-sierte wenig. Dann setzte sich ein Funke in Brand. Schnell wurde er zu einer lodernden Spur, die über den Parkplatz bis hin zu dem Jeep raste, aus dessen Tank ein Schlauchstück hing, und aus

dem ein Rinnsal floss. Frau Schlomowicz packte ihren kleinen Terrier und stürzte „Feuer“ schreiend davon.

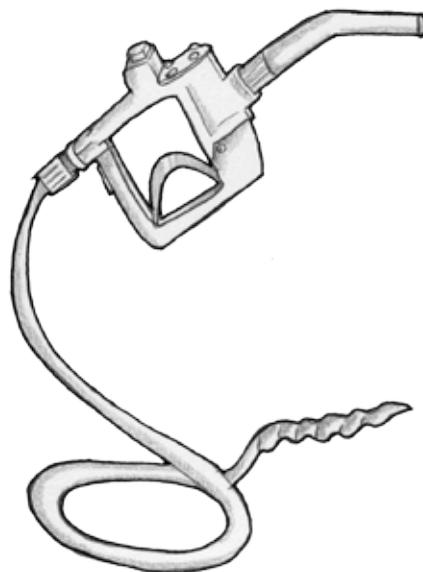
Fred hatte unterdessen Meier aus den Scherben gezogen, sich mit Hammer und Meissel Zugang zu einem Luxus-schlitten verschafft und den Bewusstlosen auf der Rückbank verstaute. Weggetreten bekam Meier nicht mit, wie Fred den Motor kurzschloss, einen Gang einlegte und das Gaspedal durchtrat. Im Rückspiegel reflektierte das Feuer. Es erreichte den Jeep. Er explodierte mit einem ohrenbetäubenden Knall. Acht weitere Autos setzten sich in Brand. Der Parkplatz mutierte zu einer feurigen Roadshow.

Fred gab Gas und wäre auch entkommen, hätte er mit seiner verfluchten Hand richtig lenken können.

Meier erwachte erst wieder, als eine Kettensäge lautstark Stücke aus dem Autowrack riss, in dem er mit Fred und einem Baum eingeklemmt lag. Südafrika war in weite Ferne gerückt. Als die Feuerwehrmänner sich nach seinem Befinden erkundigten, stammelte er etwas von Bananen und Urwald und dem Affen Fred. Achselzuckend schauten sich die Männer an. Der war nicht ganz bei Trost. So wie er roch, hatte er wohl zu viel Benzin geschnüffelt.

Jetzt grübeln Fred und Meier über Südafrika. Über das Schiff, das sie kapern wollen, um übers Meer zu gelangen und über das Benzin, das sie für ihre Kiste brauchen. Rotterdam steht als nächstes auf ihrem Plan. Ein paar Hektoliter aus einer Raffinerie am Hafen. Meier will eine Leiter organisieren. Fred den Sprengstoff und den Panzer.

Zwei Dinge sind nur noch zu klären: Erstens: Wie lange dauert die verdammte Untersuchungshaft noch und zweitens: Lief ihre Kiste eigentlich mit Super oder Normal?



Monika Enders trinkt Veltins

Erschreckend normal

von Jens Büchel

In gewohnter Zweisamkeit warte ich nach getaner Arbeit auf meine Freunde. Während ich die dunkle Holzvertäfelung unserer Stammkneipe analysiere, beschleicht mich der Gedanke, dass etwas nicht normal ist, ungewohnt, unfassbar, kaum zu beschreiben. Nach zwei weiteren tiefen Schlücken wird der Grund meiner Verwirrung aus den Tiefen meines Kurzzeitgedächtnisses hochgespült. Ich bin zu normal! Geradezu obszön normal!

Alles fing an mit Joel, französisch ausgesprochen, darauf bestand er. Eigentlich heisst er Michael, aber das sei ihm zu urdeutsch, zu „archaisch“, was auch immer das bedeutet. Joel ist jedenfalls der neue Praktikant, ein Hipster, wie er sich selbst nennt. Ich nickte wissend, verstand aber keine seiner Ausführungen. Letztendlich fasste er zusammen, ein normaler Job, wie meiner, wäre nichts für ihn, zu monoton halt. Und das Schlimmste! Er sagte dies in einem Ton, als ob ICH zu normal wäre. Mein Bierglas starrt mich fragend an, und ich erkläre:

Den handelsüblichen Hipster, wer oder was er/sie/es wirklich ist, mag ich nur aus Erzählungen und versteckten Blicken an der Bushaltestelle zusammenbasteln. Es hat wohl etwas mit Hip zu tun, und das kann nicht schlecht sein, denn in Hip Hop galt es stellvertretend für cool! Na, jedenfalls hebt sich so ein Hipster eben ab, ist nicht normal, ähnlich wie Punks, Rocker, Nerds und was da sonst noch kreucht und fleucht. Er steht auf Bioprodukte, kauft lokal, denkt dabei aber global, ist gegen Tierversuche, meist sogar vegan, trinkt keinen Alkohol, fotografiert hippe Leute mit seiner Spiegelreflexkamera im Retrodesign und bloggt natürlich über das Leben. Frisch aus seiner energieeffizienten Wohnung mit dem Vorhängeschloss vor dem Heizungsregler macht er sich in selbst genähten Leinenschüh-



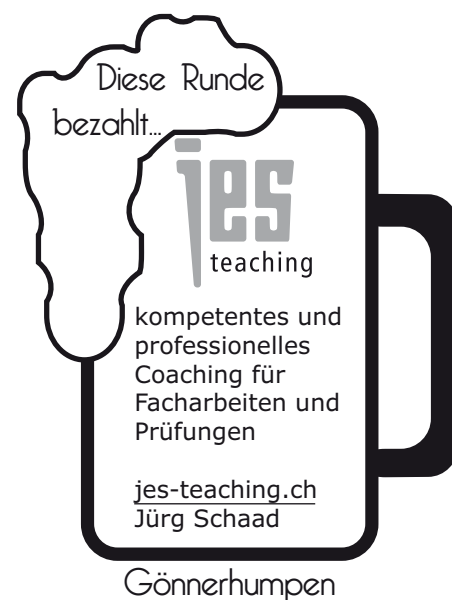
chen auf den Weg. Um die Ecke, leicht mit dem klimaschonenden Fahrrad zu erreichen - denn wer braucht zwei Tonnen Blech, um seine asketischen 62 Kilo in Röhrenjeans zu transportieren?! - liegt das nächste Café. Abseits der grossen kapitalistischen Café-Ketten mümmelt der Hipster sich in seinen grossen durchgesessenen Ohrensessel, in dem er sich auch gerne Edgar Allen Poe vorstellt. Dort schreibt er dann über Korruption, die Rolle der Frau und was in Deutschland so falsch läuft, ach Deutschland, der globale Hipster hat eine internationale Meinung und bringt diese auch gerne zum Ausdruck. Wer dies nicht tut, ist eben kein Hipster, der ist normal, wie abscheulich. Du bist kein Veganer? Einer dieser „Flexitari-er“, oder was? Und nicht völlig gegen das Rollenbild der Frau, die hinter den Herd gezwungen wird?! Komm, geh weg! Mein Bierglas und ich schmunzeln uns an, eine lustige Vorstellung, man könnte zu normal sein.

Auf der anderen Seite der Normalverteilung versuchen gut frisierte Anwälte, Ärzte, Neureiche und alle anderen, die zu etwas Zaster gekommen sind, mit geheimen Golfstunden ihr Handicap zu verbessern. Als Norm gelten ein PS-starker Motor, eine frisch renovierte Frau und ein variabler Gehaltsanteil, der die Armbanduhr vom Weltraum aus bestaunen lässt. Falsche Kleidung,

falscher Umgang, nicht genügend verschwenderisch? Du bist zu normal, zu einfach! Komm, geh weg! Oder besser: Man entferne sich aus selbst ernannt erlesener Runde und geselle sich zu den „Normalverdienern“! Eine schwere Beleidigung in diesen Kreisen.

Nun sitze ich immer noch hier mit meinem Bierglas, so schrecklich normal. Nicht reich, nicht arm, nicht Hip, nicht Hop, normal eben. Mir fehlt die Motivation mich abzuheben, nach unten oder nach oben. Und so verbleibe ich normal. Hartmut, der Wirt, antwortet auf meine Frage, ob er eigentlich normal sei, mit hochgezogenen Augenbrauen. „Wat meinst du denn jetzt?“, fragt er so charmant, wie es nur ein Kneipenwirt aus dem Ruhrpott fragen kann. Den Jungs macht meine langweilige Normalität nichts aus, und zwischen den Prost-Rufen erfreue ich mich unserer Stammtisch-Philosophie, die so abnormal gut ist, dass sie zwischen zwei Herrengedecken die Wirtschaftskrise UND den Nahostkonflikt lösen kann. In diesem Sinne – ein Hoch auf das Normale!

Jens Büchel trinkt Veltins



Alltägliches aus der Tischlerei

von Sebastian Wehrich

Ich will lieber nicht urteilen, ob wir alle hier noch normal oder vielleicht doch ein wenig verschoben sind.

„Man könnte ein Buch über jeden meiner Kollegen schreiben“, ist ein Satz, den ich ehrlich meine, während er den anderen ein mildes Lächeln entlockt.

Welches Wunder an Begabung steckt in so einem Handwerker. Vielleicht irre ich mich, aber Tischler scheinen einem unheilbaren Hang zur Beredtheit nur allzu gerne nachzugeben. Dann, wenn es die Arbeit erfordert, und die Tätigkeit schweisstreibend ist, werden wir einsilbig. Wir sind arme Getriebene von wechselnder Laune und Stimmung, mit Talenten und kleinen Ehrgeizigkeiten begabt.

Nehmen wir Hirda, den Mazedonier, den alle Hirdi nennen. Er kann furchtbar aufbrausend sein, wenn er den ganzen Tag ohne Zigaretten auskommen muss. Aber er meint, er käme glänzend mit allen Kollegen aus. Nie gebe es Probleme. Ich habe ihn schon mit blassgrünem Gesicht und antriebslos erlebt, als er als gläubiger Muslim ab Sonnenaufgang völlig ohne Flüssigkeits- und Nahrungszufuhr, und auch ohne seine Zigaretten arbeiten musste. Das sei alles nicht so schlimm, meinte er, und erklärte mir, dass sein Organismus ohne Nahrung weit unbelasteter funktioniere. Ich liess ihm den Glauben, und fand doch, dass dies eine unerhörte Belastung sein müsse.

Wie zäh Hirdi an Fenstern und Türen arbeiten konnte. War die Arbeit beendet, trat er ein paar Schritte zurück und sagte, sein Werk bewundernd: „Scheen!“

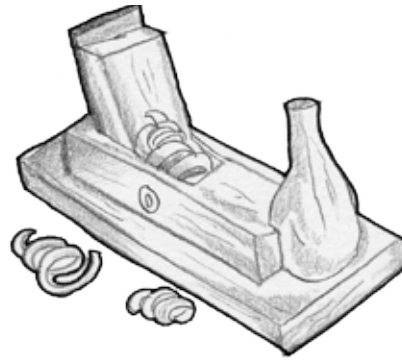
Wenn Kraft und Inspiration nachliessen, gingen wir ins Kaffeehaus, rauchten schweigend, bestellten noch einen Kaffee, und einer sah dem anderen an, dass er müde war. Wir verloren ein paar Worte über die Arbeit, die eigentlich unnütz waren, weil ohnehin al-

les klar war. „Gemma?“, sagte dann einer von uns regelmässig, und das sollte heissen: „Jetzt sind wir schon lange genug herumgesessen. Ich möchte mich wieder etwas bewegen, und die Arbeit tut sich auch nicht von alleine.“

Ich werde nie vergessen, welchen Anblick Hirdi bot, als er sich gegen den ewigen Schleifstaub das Gesicht mit einem Tuch vermummte und sein Haar mit einer Plastikfolie schützte.

Und was soll ich erst über Karl sagen. Karl ist aus Kärnten und scheint seinen Kärntner Dialekt zu pflegen, war einige Jahre in Utah bei den Mormonen, und wenn es um seine Pensionierung geht, pflegt er darauf hinzuweisen, dass er eben etliche Jahre dahingelebt hätte, und nun länger arbeiten müsse, damit ihm nicht zu viel von seiner Pension abgezogen würde.

Karl ist die Beredtheit in Person. Er hört mir gerne zu, wenn ich so ungefähr alles, was mir im Kopf herumgeht, zur Sprache bringe. Das geht am besten, wenn wir mit dem Lastwagen zur Baustelle fahren. Unsere Gespräche drehen sich oft um Politik, und da kann Karl derart in Harnisch geraten, dass seine Stimme dünn und heiser wird, wenn er leidenschaftlich Missstände anprangert, als hätte er seinen Stimmbändern zu viel zugemutet. Es wollen dann scheinbar mehr Worte aus ihm heraus, als seine Stimmbänder zu meistern vermögen.



Das Leben als Tischler sei schwieriger geworden, sagt er. Früher hätte man bei einer Firma kündigen und problemlos – mit mehr Gehalt – bei einer anderen anfangen können. Man hätte früher mehr verdient. Warum sich alles für Tischler verschlechtert habe, erklärt er mir so: Früher hätte es der Tischlermeister nur mit dem Kunden zu tun gehabt. Heute seien eben ein gut bezahlter Architekt, und diesem untergeordnet ein Ingenieur, zwischen Tischler und Kunden zwischengeschaltet. Und diese würden nicht viel von den Anforderungen ordentlicher Tischlerarbeit verstehen, und nur dem Billigstbieter den Arbeitsauftrag erteilen.

Das klang einleuchtend und verständlich, und bis heute bin auch ich derselben Meinung.

Wer der beste Arbeiter der Firma sei, ist so eine der vielen Spassfragen, die einem die Kollegen stellen. Und gerne ärgere ich die anderen, indem ich sage, dass Karl ganz gewiss der beste Mann sei. Das ist meine ehrliche Überzeugung, und ich geniesse das empörte Geheul meiner Kollegen.

Sie sind Choleriker, und ganz frei von Exzentrik ist keiner von ihnen. Was heisst hier normal?

Zum Tanzlehrer hat es nicht gereicht, und so bin ich einer von ihnen geworden.

Sebastian Wehrich trinkt Heineken

Machen doch alle

von Pitt Buerken

Verdammt, fast wäre ich draussen gewesen, und jetzt kommen sie doch noch mit ihrem Gästebuch. „Du bist doch ein Bücherfreund, hier kannst du selbst einen Beitrag schreiben“, meint Leo mit einem spitzbübischen Lächeln. Sina hat ihre Hände und ihr Kinn auf Leos Schulter liegen und schaut darüber hinweg. „Dir fällt bestimmt was Originelles ein“, grinst sie herausfordernd. „Du weisst, ich mag in keine Gästebücher schreiben“, sage ich zu ihr. „Aber das machen doch alle“, erwidert Sina, „tu mir bitte den Gefallen. Bei uns erscheint dein Text wenigstens im Buch – anders als bei deiner Bierglaslyrik.“

Woher wissen sie das denn wieder? In mir steigt ein heiss brodelndes Etwas empor, und gleichzeitig sinkt etwas Lauwarmes hinunter. Ich könnte platzen. Ja, ich liebe Bücher, richtige Bücher, aber ich hasse Gästebücher, und manchmal auch diejenigen, die mich penetrant mit ihnen verfolgen. Normalerweise versuche ich mich mit ein paar netten Worten der Situation zu entziehen, was nicht immer gelingt und zu quälenden Minuten führt, die sich wie Stunden anfühlen können, wenn ich über einen Text sinniere. „Ei“, sage ich, „heute bitte nicht. Lisa wartet auf mich.“ „Nee, nee“, hält Sina dagegen, „die schläft schon längst.“ Um „so zwei Zeilen“ abzulehnen, bedarf es verdammt guter Gründe, und echte und schwerwiegende Vorwände fallen mir beim besten Willen um diese Zeit nicht mehr ein, falls mir überhaupt noch etwas einfällt. Und „einfach so“ lässt Sina nicht gelten. Leo könnte ich noch mit ein paar Bier bestechen. Normalerweise ist er für so etwas ausreichend korrupt. Aber Sina schaut ihm über die Schulter und mir auf die Finger. Sina ist eine Klette, die erst abfällt, wenn Gäste sich „verewigt haben“, wie sie zu sagen pfl egt.

Also beginnen jetzt die Stunden. Ich empfinde immer diesen Druck, Tiefschürfendes schreiben zu müssen. Der nächste liest das ja, bevor er seine Eigenproduktion unter Sinas Augen nicht mehr abwenden kann. Und meistens sind meine Gedanken in meinem Kopf schon nach Sekunden so verwirbelt, dass eh nichts Anständiges mehr herauskommen kann, und ich mir stets Lisas Zorn zuziehe – wenn sie dabei ist. In solchen Fällen hilft dann nur, so unleserlich wie möglich zu unterschreiben. Aber ich bin sicher, Sina wird dem nächsten Genötigten sagen: „Das hier war der Pitt“. Die bessere Lösung ist, Lisa – wenn sie dabei ist – gleich schreiben zu lassen und auf jeden Kommentar zu verzichten. Aber heute bin ich solo. Die von Laienschriftstellern verfassten Kulturgüter sind vielleicht für Sprachforscher interessant, um zu sehen, was das Volk so von sich gibt und wie es das tut, etwa mit getötetem Genitiv oder ermordetem Infinitiv. Beide findet man froh und lebendig heutzutage ja nur noch selten.

Sina behauptet zwar, eine lebendige Sprache entwickle sich, aber das sagt ja nichts über die Richtung aus. Mir jedenfalls gefällt die ganze Richtung nicht, mich in diesen Konvoluten niederschlagen zu sollen und nachgeschlagen zu werden. Ich lehne Gewalt ab. In den Gästebüchern meiner Freunde und Bekannten finde ich rundum die gleichen Sprüche von zweifelhaftem Niveau wie: „Heute war es wieder schön, leider müssen wir jetzt geh'n“. Sina findet das normal. Sie studiert Sprachsoziologie im 23. Semester. Will sie vielleicht ihre Examensarbeit – sollte sie so etwas jemals noch machen – über Gästebücher schreiben? Ach ja, da steht der Vers schon einige Seiten vor meinem noch leeren Blatt.

In meinem Kopf haben sich inzwischen alle rechtsdrehenden Milchsäuren versammelt, aber sie sind mir nicht zu Diensten. Dann kommt – wie immer – der gereimte Strohhalm.

„In Sekunden bin ich raus
und ich eile durch die Gassen.

Und schon bald bin ich zu Haus -
werde Gästebücher hassen.“

Ich klappe das Buch eilig zu, und dann nichts wie – „Tschüss!“ – raus hier.

Pitt Buerken trinkt Pott's



Normal

von Rainer Schlüter genannt Thesing

Es war in den glorreichen Siebzigern. Meine Eltern und ich zogen in eine grössere Wohnung. Und wie es damals so war, konnte man eine neue Wohnung durch den Pfarrer der Gemeinde, der man nun angehörte, einsegnen lassen. Das wollte meine Mutter unbedingt, und tagelang wurde geputzt und aufgeräumt, bis dann der grosse Tag kam, an dem der hohe Herr uns mit seiner Anwesenheit bedachte. Ich kann mich noch genau erinnern, dass meine Mutter dem geistlichen Herrn voller Stolz die Wohnung zeigte. Schliesslich kamen sie auch zu meinem Zimmer. Die Zimmertüre ging auf, und man wurde vis-à-vis konfrontiert mit Alice Cooper in Lebensgrösse, aus der Jugendzeitschrift Bravo als Starschnitt zusammengeschnippelt. Ich fand, er sah gut aus, geschminkt zum Fürchten und mit der obligatorischen Dose Budweiser in der Hand.

Der Pfarrer zuckte zurück, meine Mutter machte den Eindruck, als warte sie nur darauf, dass sich eine Öffnung im Boden auftäte, in die sie verschwinden konnte. Ob es an dem Tag noch zu einer Einsegnung kam, daran kann ich mich nicht mehr erinnern. Meine



Mutter war fuchsteufelswild und stellte mich zur Rede. „Das ist wieder typisch für dich. Nicht einmal bei solch hohem Besuch kannst du normal sein, immer musst du provozieren. Hätte es nicht auch ein Bild von Heino oder den Flippers sein können, anstatt diesem degenerierten Affen Cooper auch noch ein Forum zu bieten? Ich frage mich, was aus dir werden soll, wenn du keine Autoritäten wie unseren Herrn Pfarrer achten kannst.“ Nun, der Herr Pfarrer verfiel schliesslich dem Alkohol, und es war nicht unüblich, dass vor der Messe am Samstagabend ein Messdiener in die der Kirche gegenüber gelegene Kneipe geschickt wurde, um den Pfarrer zu ho-

len, der dort mit Gemeindemitgliedern kräftig zechte.

Ich für meinen Teil konnte auf keinem Tanzboden glänzen, dafür tanzte ich umso lieber aus der Reihe. So oft ich auch zu hören bekam, ich wäre nicht normal, nur weil ich eine Meinung hatte, fühlte ich mich wie mit einem Orden ausgezeichnet. Mit der Musik von Heino und den Flippers bin ich zeitlebens nicht in Kontakt gekommen, das habe ich lieber den Normalen überlassen.

Rainer Schlüter genannt Thesing trinkt Faxe, das dänische Lagerbier

Rezension

Neulich in der Klappe von Stammgast Reto Beau

Normal sind sie nicht, die Patienten des Herrn Hepp. Der Hepp arbeitet als Psychiater im Waldsonnenheim, einem Internat für verhaltensauffällige Jugendliche. Das wäre an und für sich schon genug des Guten. Denn auch wenn in diesem Heim alles normal läuft, heisst das für den Hepp aufgeschnittene Teenager-Arme, die aussehen wie Schnittmuster aus der „Brigitte“ seiner Mutter. Oder Gesprächstherapien mit Jugendlichen, die seit Jahren mit niemandem mehr reden. Und dann liegt eines Morgens auch noch der Heimleiter bewusstlos in der Sauna. Die Polizei glaubt zwar, den Fall schnell gelöst zu haben, aber der Hepp als Psychiater muss es natürlich besser wissen. Immerhin weiss nur er, wie „seine“ Jugendlichen wirklich ticken. Oder ist am Ende gar er selber das titelgebende „Vollpfer“? Bei aller Liebe

zum derben Humor und Wortspielereien übertreibt der Autor Frank Köhnlein über 190 Seiten auch schon mal. Der eine oder andere Kalauer wirkt ein bisschen gar gesucht. Das verzeiht man dem Autor allerdings schnell. Schliesslich hat der nicht das Literaturinstitut besucht, sondern arbeitete mehrerer Jahre selber als Psychiater in einem Schulheim für psychisch kranke und verhaltensauffällige Kinder und Jugendliche. Man kann in seinem Interesse nur hoffen, dass nicht alle im Buch beschriebenen Begegnungen autobiografischen Ursprungs sind. Und wer sich jetzt noch wundert, warum um alles in der Welt in einem Internat für verhaltensauffällige Jugendliche eine Sauna steht, der melde sich zur Sprechstunde bei Dr. Hepp.

Frank Köhnlein. Vollpfer, ein Hepp-Roman. Wörterseh 2013.

Die letzte Runde bezahlt Schmuddel Schmidli

**Ich habe Angst normal zu sein,
darum esse ich heute Ameisen**

klein.



aber flexibel.
GOTTARDi PRINT

Telefon 031 991 75 76 – E-Mail: info@gottardiprint.ch

Vorschau

„**Fussball**“ heisst das Thema der nächsten Ausgabe der BIERGLASLYRIK. Schicke deinen Text bis 30. April 2014 an: redaktion@bierglaslyrik.ch.

Ob Kurzgeschichte, Gedicht, Erörterung, Wortdefinition, ... alle Textsorten sind erwünscht. Thematisch oder sprachlich muss dein Text im weitesten Sinn das Thema „Fussball“ streifen.

Bedingungen zur Form deines Textes findest du unter: www.bierglaslyrik.ch. Eine Auswahl der eingesandten Texte erscheint in der nächsten Ausgabe.

Impressum

Herausgeber & Redaktion:

Michael Bucher
Oliver Käsermann
Reto Boschung

Illustrationen: Raphael Santschi

Korrektorat:

Peter Käsermann
Sonja Koller

Administration: Marlène Käsermann

Büro Biel: Franziska Berger

Büro Erding: Vyda Stein

Büro Zürich: Peter Frech

Bierrat: Vakant bzw. rekonvaleszent

Kontakt:

BIERGLASLYRIK
Gesellschaftsstrasse 87
3012 Bern (Schweiz)
redaktion@bierglaslyrik.ch

Internet: www.bierglaslyrik.ch

Abonnemente: Kostenlos oder als Abo auf www.bierglaslyrik.ch

Auflage: 150 Druckexemplare sowie freier Download

Druck:

Gottardi Print
Bernstrasse 45
Postfach 585
3018 Bern